



workedito
Marie-Josée Kuhn

ALEPPO

In den rotgoldenen Sonnenuntergang getaucht: Aleppo. Ein Bild von einer Stadt! Läden, Autos, Business unter Minaretten und Palmen. So war Aleppo vor dem Krieg. Die Altstadt, Unesco-Weltkulturerbe. Die Umayyaden-Moschee, eine der schönsten in der muslimischen Welt. Aleppo blüht und ist für Syrien, was Zürich für die Schweiz, das Wirtschaftszentrum. Aleppo ist aber auch ein Zentrum der Opposition gegen das brutale Regime von Bashar al-Asad. Aller Oppositionen. Und heute? Was ist Aleppo

Auf ein besseres Jahr!

nach bald sechs Jahren Krieg? Heute wendet sich ein Arzt namens Abu

Jaafar via Whatsapp aus dem eingeschlossenen Aleppo mit diesen Worten an die Welt: «Erinnert euch daran, dass einmal eine Stadt existiert hat, die Aleppo hiess. Die Welt hat sie von den Karten und aus der Geschichte gelöscht.»

VERHEERUNG. Wieder ist ein Jahr zu Ende. Und wieder hat uns dieser schreckliche Krieg in Syrien verfolgt. Wegschauen geht nicht: 300 000 bis 500 000 Tote. Eineinhalb bis zwei Millionen Verletzte (UN, im Frühling 2016). 12 Millionen Menschen auf der Flucht. Fast die Hälfte davon Kinder unter 12 Jahren. Die Schweiz hat jetzt beschlossen, über die nächsten zwei Jahre 2000 «besonders verletzliche» Syrerinnen und Syrer aufzunehmen. Das ist nicht einmal ein Tropfen auf einen heissen Stein. Für die meisten Flüchtlinge sorgen Syriens arme Nachbarländer: Jordanien, Libanon und die Türkei.

HOFFNUNG. Aleppo ist nur noch Staub und Steine. Im work-Jahresrückblick zeichnet Karikaturist Patrick Chappatte das Land als rauchendes Schlachtfeld, auf dem unter kreisenden Bombern eine Familie auf Holztrümmer zeigt und sagt: «Das war der Verhandlungstisch» (Seiten 10–11). Irgendwann hilft nur noch schwarzer Humor. Denn obwohl im Syrienkrieg so viele Mächte mitmischten und intervenierten, allen voran die USA und Russland, gibt es Aleppo nicht mehr. Oder müssen wir sagen, gerade deshalb? Wie schon im Irak? Barack Obama hat Asad wegbomben wollen, Putin hat ihn zurückgebombt. Jetzt herrscht in Syrien wieder die alte Diktatorsippe. Und Friedhofstimmung. Humor ist, wenn man trotzdem nicht verzweifelt. Und weiterhin hofft.

Liebe Leserinnen und Leser, wir wünschen Ihnen möglichst sorgenfreie Festtage und ein besseres neues Jahr.

Die Redaktion

Uhrmacherin Améline Bengrine (43) macht der Kahlschlag beim Luxusuhren-Konzern Richemont schwer zu schaffen:

«Wir sind keine Bilanz-Zahlen!»

Richemont schwimmt im Geld. Trotzdem stellt der Luxusuhren-Riese jetzt weit über 100 Angestellte auf die Strasse. «Nicht zum Aushalten», sagt Uhrmacherin Bengrine.

SABINE REBER

Améline Bengrine arbeitet seit zehn Jahren als Uhrmacherin beim Luxuslabel Vacheron Constantin in Plan-les-Ouates GE, das zum Richemont-Konzern gehört. Seit etwa drei Jahren verschlechterte sich die Stimmung am Arbeitsplatz. Sie erzählt: «Vorher waren wir eine grosse Familie. Der Chef war für uns wie ein Vater.» Aber nun sei die Gangart viel härter geworden. Sie hätten das Gefühl, dass eine grosse Flurbereinigung im Gang sei: «Alle sind verunsichert. Die Mitarbeitenden beobachten einander bei der Arbeit und machen Bemerkungen, wer schneller sei. Die Ungewissheit vergiftet das Arbeitsklima.»

KOMPLEXE SCHRÄUBCHEN

Améline Bengrine montiert sogenannte Komplikationen wie zusätzliche Zeitzonen oder ewige Kalender. Manche Schraubchen seien bei diesen hochkomplexen Uhren so klein, dass Laiinnen sie für ein Stäubchen halten würden.

Neben ihrem Job und der Familie mit zwei kleinen Kindern bringt Bengrine die Zeit auf, an den Verhandlungen für einen besseren Sozialplan teilzunehmen. Das sei psychisch und physisch sehr erschöpfend. Bengrine: «Wir vertreten die Menschen, die Chefs vertreten das Portemonnaie der Aktionäre. Einer der Direktoren sagte uns neulich, das Wichtigste sei eben, dass die Aktionäre ihr Geld bekämen. Aber wir sind Menschen, die hier mit Herzblut arbeiten, wir sind nicht einfach nur eine Zahl in einer Bilanz!»

KEINE DEMO ZU HAUSE

Die energische Uhrmacherin ist seit 18 Jahren in der Gewerkschaft, seit drei Jahren ist sie auch Unia-Delegierte. Ihr Mann Badre sei anfangs nicht so begeistert gewesen von ihrem Engage-



HERZBLUT: Uhrmacherin Améline Bengrine mit ihrem Mann Badre (39), Tochter Assia (6) und Sohn Sam (2). FOTO: STÖH GRÜNG

ment. Er war in Marokko einst selber in der Lehrgewerkschaft ak-

«Einer der Chefs sagte, das Wichtigste sei das Geld für die Aktionäre.»

AMÉLINE BENGRINE, UHRMACHERIN

tiv gewesen. Und er weiss, wie viel das zu tun gibt. Aber Bengrine ist die Unia eben wichtig. Punkt! So sagt ihr Mann denn nur lachend: «Solange sie daheim keine Demo veranstaltet, ist das schon ok!»

Die 43jährige spricht gut Schweizerdeutsch, denn als 14jährige war sie als Au-pair in Gstaad BE. Später hat sie dort auch zwei Wintersaisons im Service gearbeitet. Ihre erste Ausbildung hat sie als Servicefachangestellte gemacht. Dann hatte sie gesundheitliche Probleme und konnte nicht mehr stundenlang stehen. So beschloss sie, eine zweite Ausbildung als Uhrmacherin zu ma-

chen. Erst arbeitete sie bei einer kleinen Uhrenfirma im jurassischen Le Noirmont, wo sie aufgewachsen ist, dann einige Jahre bei Longines im bernjurassischen St. Immer.

TRÄNEN VOR DEM CHEFBÜRO

Doch so etwas wie jetzt bei Richemont hat sie noch nie erlebt. Kaum stand der mühsam ausgehandelte Sozialplan (siehe rechts), begann die Direktion mit ersten Entlassungen. Améline Bengrine erzählt: «Es war grauenhaft, den ganzen Morgen kamen Angestellte aus dem Chefbüro und packten ihre Siebensachen. Alle haben geweint, manche sind zusammengebrochen, es war nicht zum Aushalten!» Bengrine weiss inzwischen, dass sie bleiben kann. Darüber sei sie froh, aber es sei ein schwacher Trost: «Es bricht mir das Herz, dass wir bei den Verhandlungen die Jobs nicht retten konnten. Wir haben alles gegeben.»

DER RICHEMONT-SOZIALPLAN MINIMALISTISCH

Die Beschäftigten von Richemont kritisieren den Sozialplan angesichts der finanziellen Möglichkeiten von Richemont als minimalistisch. Dennoch akzeptierte ihn eine Mehrheit des Personals. Der Genfer Unia-Regiochef Alessandro Pelizzari sagt: «Wir sind enttäuscht, dass wir die Entlassungen nicht verhindern konnten. Ein Unternehmen, das Gewinn macht, sollte keine Kündigungen aussprechen dürfen.» Es sei schockierend, dass finanziell gesunde Firmen ohne Begründung Massenentlassungen vornehmen könnten: «Wir brauchen dringend bessere Gesetze gegen Massenentlassungen!»

MOBILISIERUNG. Pelizzari betont aber auch, es sei eine grosse Leistung, dass die Angestellten den Mut zum Kämpfen gehabt hätten: «Eine so grosse Mobilisierung hat es in der Uhrenindustrie seit Jahrzehnten nicht mehr gegeben.» Und immerhin: Die Zahl der Kündigungen konnte dank freiwilligen Abgängen nach unten korrigiert werden. und es ist am Verhandlungstisch gelungen, den Sozialplan um mehrere Millionen zu verbessern. (sr)



Endo Anaconda
worksms
an Santa Claus

Stille Nacht, und ich leide mit Dir. Das Stroh aus Jesuleins Krippe stopft den Quadratschädel Deines Präsidenten. Keine Liebe, kein Frieden, keine Gerechtigkeit für die lieben Kleinen. Dafür von bulgarischen Kindern montierte «Kinder»-Überraschungen und Digitalkrepel, der die nächste Generation zu Analphabeten macht. Fit für die Sozialhilfe, das Uno-Kinderhilfswerk oder irgendein blödes Start-up. Die Rohstoffe dazu kratzen Sklaven aus der Erde. Wir Märlifiguren – ich, Du, Fidel (R.I.P.), Schmutzli, Bruder Franz und alle roten Socken – müssen handeln, denn Kinder sind unsere Zukunft. Rotfront und Ho Ho Ho! Endo (Stiller Has)

Ihr SMS an Endo:
077 437 56 82

Bundesbetrieb macht den Selbstmordattentäter

Swisscom finanziert Privatisierer

Neoliberale fordern die Privatisierung der Bundesbetriebe. Bizarr: Auf ihrer Sponsorenliste taucht die Swisscom auf.

OLIVER FAHRNI

Mit Getöse blies Avenir Suisse Ende November zur Attacke gegen die Bundesbetriebe und den Service public. Der Think-Tank der Banken, Versicherungen und Grosskonzerne will Swisscom, SBB, Post, Spitäler, Universitäten usw. der öffentlichen Hand entreissen und an Aktionäre verschern. «Eine Privatisierungsagenda für die Schweiz» nennen die Neoliberalen ihren 63 Seiten starken Schlachtplan (online auf goo.gl/wxBbNv).

Ein Papier wie aus dem vorigen Jahrhundert: Längst wird die Grundversorgung überall rezosialisiert. Denn wo privatisiert wurde, explodierten die



ALLES FASSADE: Swisscom-Gebäude in Zürich. FOTO: KEYSTONE

Preise und brach die Versorgungssicherheit weg.

PRIVATE PROFITE. Nur die Profite der Konzerne wuchsen. Kein Wunder, haben sie Appetit auf die Bundesbetriebe: Allein die Swisscom brachte der Schweiz seit 1998 an die 20 Milliarden

Franken ein. Doch nun taucht auf einer Liste der «Förderer» von Avenir Suisse ausgerechnet die Swisscom auf. Mediensprecher Armin Schädeli bestätigt die Finanzierung. Mit wie viel Geld? Schädeli: «Dazu machen wir keine Angaben.» Dann folgen lange Zeilen betriebswirtschaftlichen Blablas. Unterm Strich: Das Management der Swisscom hätte offenbar wenig gegen die Privatisierung.

Doch das wäre selbstmörderisch für den Bundesbetrieb. Und verheerend für Löhne und Arbeitsbedingungen der 19000 Angestellten. Giorgio Pardini, Geschäftsleiter bei der Gewerkschaft Syndicom: «Das passt ins Bild. Dieses Management hat schliesslich auch das neoliberale Manifest für die digitale Schweiz unterschrieben, das die Flexibilisierung der Arbeit fordert und jede Arbeitszeitkontrolle schleifen will.»